

Porträt: Sabine Kräuter-Stockton

Juristinnen machen Karriere – wir stellen sie vor

Das Interview führte **Jacqueline Sittig**, Mitglied der djb-Kommission Strafrecht, im März 2022. Die Fragen entstanden unter Mitarbeit von **Catharina Conrad**, Mitarbeiterin in der djb-Geschäftsstelle, und **Alicia Seydl**, Praktikantin in der djb-Geschäftsstelle.



▲ Foto: Iris Maria Maurer

Liebe Frau Kräuter-Stockton, Ihre Karriere ist beeindruckend und inspirierend. Wenn Sie auf das bisher Erlebte zurückblicken, würden Sie sich wieder für diesen juristischen Weg entscheiden?

Ich glaube, ja. Die Arbeit als Juristin macht mir viel Spaß. Ich habe meine Ausbildung damals nicht direkt mit dem Jurastudium angefangen, sondern in einem ersten Schritt ein Sprachenstudium am Dolmetscherinstitut unserer Uni begonnen. Das hat mir dann doch nicht ganz gereicht und wenn ich so zurückblicke, war Jura im Grunde das Richtige für mich. Mir gefällt die Kombination aus theoretischen juristischen Problemen und den dahintersteckenden realen Geschichten, die echten Menschen zugestoßen sind; die Menschen wie "Sie und ich" erlebt haben. Mich überrascht immer wieder, wie Menschen tatsächlich handeln, wie sie entscheiden, worauf sie sich einlassen und wie sie reagieren. Das finde ich interessant und spannend. In der Justiz lassen wir viele Faktoren jedoch nur zu einem gewissen Grad emotional an uns heran, da wir eine professionelle Distanz brauchen, um die Sachverhalte juristisch einordnen und bewerten zu können.

Der Deutsche Juristinnenbund e.V. (djb) feiert in diesem Jahr mit einer großen Kampagne 100 Jahre Frauen in juristischen Berufen. Dabei geht es immer wieder um Hindernisse, die Frauen sowohl in ihrer Ausbildung als auch in ihrem Berufsleben überwinden mussten. Mittlerweile wird der Justiz sogar nachgesagt, dass sie "zu weiblich" sei. Dabei beträgt der Frauenanteil in den Führungspositionen der Justiz beispielsweise im Saarland nur 27,3 Prozent. Das ist widersprüchlich. Können

Zur Person

Oberstaatsanwältin Sabine Kräuter-Stockton, Leiterin einer allgemeinen Abteilung der Staatsanwaltschaft Saarbrücken, steht seit 1993 im saarländischen Justizdienst. Sie war Richterin am Landgericht und Referentin im Justizministerium, war aber überwiegend – wie auch heute noch – als Staatsanwältin tätig und hat viele Jahre lang Fälle häuslicher und sexualisierte Gewalt bearbeitet. Im Deutschen Juristinnenbund ist sie als Mitglied der Strafrechtskommission regelmäßig mit der Thematik Gewalt gegen Frauen befasst.

Mehrere Jahre lang bis zur Gesetzesänderung 2016 hat sie sich bundesweit in Vorträgen, Diskussionen und Interviews für eine Änderung des Sexualstrafrechts eingesetzt. Seit September 2018 ist sie gewähltes Mitglied der Expert*innengruppe GREVIO des Europarats, die sich mit der Umsetzung der Istanbul-Konvention in den Mitgliedsstaaten befasst. Für ihren Einsatz für Frauenrechte und ihren Kampf gegen Gewalt gegen Frauen wurde sie 2019 mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande ausgezeichnet.

Sie das Bild einer "zu weiblichen" Justiz bestätigen und gab es für Sie als Frau in ihrer juristischen Laufbahn Hürden, die Sie überwinden mussten?

Direkte Hürden, wenn ich zurückblicke, kann ich konkret keine benennen. Ich habe aber schon das Gefühl, dass die Rahmenbedingungen lange Zeit auf Männer zugeschnitten waren. Also auf Männer, die eine Ehefrau zu Hause haben, die sich um die Kinder und auch sonst um alles kümmert. Das hat sich zum Glück in den letzten Jahrzehnten sehr stark geändert. Ich habe Anfang der 90er Jahre angefangen als Staatsanwältin zu arbeiten. Damals gab es noch deutlich weniger Staatsanwältinnen als heute. Wir hatten damals 11 Abteilungen und davon wurde eine von einer Frau geleitet und sämtliche Behördenleitungen sowie sonstige Beförderungsstellen waren mit Männern besetzt. Jetzt sind tatsächlich seit den 90er Jahren in der Justiz deutlich mehr Frauen eingestellt worden. Ich habe nun viele Kolleginnen, auch viele junge Kolleginnen. Es gibt ja auch schon seit Ende der 90er Jahre Frauenförderpläne, an die sich die Ministerien halten müssen. Ich habe trotzdem nicht den Eindruck, dass es – jedenfalls in meiner Umgebung – wesentlich mehr Frauen in den Eingangsstufen gibt als Männer. Und hinsichtlich der Karrieremöglichkeiten werden selbstverständlich auch Frauen befördert, aber oft werden pro einer Frau gleichzeitig zwei Männer befördert. Das wird auch auf Bundesebene sichtbar. Beispielsweise ist bei der Besetzung der Bundesgerichte zwar immer wieder eine Frau dabei. Aber da ist noch sehr viel Raum, bis es zu einer einigermaßen gleichen Besetzung zwischen Männern und Frauen kommt. Ich denke,

was zu der Empfindung, die Justiz sei „zu weiblich“, beiträgt ist, dass die Menschen jahrzehntelang gesehen haben, dass fast nur Männer diese Führungspositionen innehaben und Frauen nur ausnahmsweise. Wenn sich das Verhältnis dann ein bisschen anzunähern beginnt, haben Beobachter*innen vielleicht den Eindruck, dass auf einmal fast nur noch Frauen in den Führungspositionen sind. Ich kann das aus eigener Beobachtung nicht bestätigen. Es ist immer noch sehr viel zu tun für die großartige djb-Initiative von *Eva Schübel* und zwei ehemaligen Vizepräsidentinnen „Frauen in die Roten Roben“.¹

Ich kann also nicht von einer einzelnen Hürde berichten, aber ich denke, dass meine Beobachtung gut mit dem „Thomas-Kreislauf“² beschrieben werden kann. Danach liegt die Hürde darin, dass die Personen, die über eine Beförderung entscheiden, hauptsächlich Männer sind. Selbst dann, wenn einzelne Frauen darunter sind, wurden diese von einem männlichen Umfeld geprägt. Die Person, die über die Beförderung entscheidet – und ich glaube das ist relativ gut nachvollziehbar, das geht es uns allen so – fördert gerne Personen, die ihr ähnlich sind. Deshalb ist es bei Männern häufig so, dass sie selbst Männer befördern.

In Gesprächen mit/unter JuJus geht es immer wieder um den Druck, der unter anderem dadurch entstehen kann, dass einzelne Abschnitte bei ihnen mehr Zeit in Anspruch nehmen als bei ihren Kolleg*innen. Es entstehen Selbstzweifel. Haben Sie Ähnliches in ihrer juristischen Laufbahn erlebt? Was raten Sie JuJus, die befürchten, dass ihnen „die Zeit wegläuft“?

Ich habe das auf jeden Fall ebenso während meiner ganzen Ausbildung erlebt. Während des Studiums habe ich nebenher gearbeitet und – wie gesagt – vorher ein Sprachenstudium begonnen. Zudem habe ich mein erstes Kind im Studium bekommen und mit so einer Auszeit dauert es einfach länger. Für uns als Studentinnen war es allerdings an der Uni damals einfacher als heute, Kinder zu haben, denn es gab keine Regelstudienzeit. Wir konnten im Grunde so lange studieren, wie wir nun mal gebraucht haben. Während des Referendariats habe ich dann mein zweites Kind bekommen und wieder eine Auszeit genommen. Ich war also deutlich älter als die anderen, die gleichzeitig mit mir in der Justiz eingestellt wurden. Wie Sie sehen, bin ich trotzdem irgendwann befördert worden und habe meine Erfüllung in meinem Beruf gefunden. Ich denke, dass Menschen, die länger studieren oder eine längere Ausbildungszeit haben, im Vergleich zu denen, die glatt durchmarschieren, an zusätzlicher Lebenserfahrung gewinnen. Diese ist in juristischen Berufen unbezahlbar und damit sollte auch ganz offen umgegangen werden. Ich habe oft erlebt, dass Kolleg*innen etwas an Lebenserfahrung fehlt, wenn sie so ganz glatt durchmarschiert sind. Ich hatte durch meine Kinder nie so viel Zeit zum Lernen wie meine Umgebung. Da waren Leute, die sind morgens um acht Uhr in die Bibliothek gegangen und haben da bis spät abends gelernt. Ich habe vielleicht einen halben Tag intensiv gelernt und den anderen halben Tag mit meinen Kindern verbracht. Ich hatte gar nicht die Zeit dazu, mir sämtliche konkreten Beispiele Fälle und Urteile, die so die Runde gemacht haben, anzusehen. Ich habe meine Schemata gelernt und sie auf den jeweiligen

Einzelfall angewandt und bin damit ganz gut gefahren. Meine Kommiliton*innen sind dagegen manchmal auf einen falschen Weg geraten, weil sie dachten, eine spezielle vorher gelernte Konstellation erkannt zu haben und sind dann damit gescheitert. Das soll andererseits nicht heißen, dass wir nicht lernen sollten, es muss natürlich ein Grundstock an Wissen da sein. Aber ich kann nur dazu motivieren, sich die Zeit zu nehmen und zu gönnen und auch neben der Ausbildung noch ein Leben zu haben. Wichtig ist es, gute Nerven zu behalten. Ich weiß, gute Nerven, das ist natürlich leichter gesagt als getan, aber vielleicht können wir so ein bisschen den Druck rausnehmen.

Welche Themen sind Ihnen als Oberstaatsanwältin besonders wichtig und wo sehen Sie weiterhin gesetzgeberischen Handlungsbedarf?

Ich bin im Strafrecht tätig und da habe ich natürlich eher strafrechtliche Themen im Blick. Ich denke zum Beispiel an eine Verhandlung, in der ich letzte Woche war, bei der die schriftliche Urteilsbegründung eines Urteils verlesen wurde, welches einbezogen werden musste. Und dabei ist mir wirklich fast die Hutschnur geplatzt und ich dachte „da muss doch langsam irgendetwas passieren“. In dem Urteil ging es um eine Vergewaltigung, wobei in der Begründung ausdrücklich strafmildernd gewertet wurde, dass der Täter mit der Geschädigten verheiratet war. Das ist natürlich eklatant, da eine solche Milderung menschenrechtlichen Überlegungen widerspricht und nicht mit der Istanbul Konvention, die ja bei uns geltendes Recht ist, in Einklang steht. Wir haben uns in der Strafrechtskommission des djb auch schon darüber Gedanken gemacht, wie wir das angehen könnten. Das ist ein Punkt, der mich stört. Was ich mir auch noch von der Gesetzgebung wünschen würde, ist das Schließen der Strafbarkeitslücken bei sexueller Belästigung: die ist zwar jetzt mit § 184i StGB strafbewehrt, aber nur unter bestimmten Umständen. Insgesamt, was das Sexualstrafrecht angeht, gibt es noch Nachbesserungsbedarf. Nach meiner Einschätzung läuft bundesweit auch einiges schief, wenn es um familiengerichtliche Entscheidungen über Sorge- und Besuchsrecht für die Kinder bei einer Trennung oder Scheidung geht. Da wird von vielen Gerichten – im Übrigen finden wir das europaweit – nicht berücksichtigt, dass der Vater Gewalt gegenüber der Mutter ausgeübt hat. Familiengerichte trennen zwischen der Ebene zwischen den Eltern einerseits, und der Ebene zwischen dem Vater und dem jeweiligen Kind andererseits und ignorieren dabei den wissenschaftlichen Standard, dass Gewalt vom Vater gegenüber der Mutter selbstverständlich auch gravierende negative Folgen für das Kind hat. Da würde ich mir wünschen, dass der Gesetzgeber hier eingreifen würde.

Im Grunde sehe ich aber mehr Handlungsbedarf in der Umsetzung des materiellen Rechts. Konkret wünsche ich mir eine

1 Nähere Informationen hierzu auf der Internetseite des djb unter „Netzwerke und Projekte“, online <<https://www.djb.de/rote-roben>> (Zugriff: 25.04.2022).

2 Vgl. Der neue AllBright Bericht, „Ein ewiger Thomas-Kreislauf?“, online <[https://www.allbright-stiftung.de/aktuelles/2019/6/17/der-neue-allbright-bericht-ein-ewiger-thomas-kreislauf->](https://www.allbright-stiftung.de/aktuelles/2019/6/17/der-neue-allbright-bericht-ein-ewiger-thomas-kreislauf-) (Zugriff: 25.04.2022).

themenspezifische Fortbildungspflicht für Richter*innen und Staatsanwält*innen, zu genau den Themen, in denen die jeweilige Person arbeitet. Die Durchführung dieser Fortbildungen sollte dann nicht nur richter*innenintern sein, sondern sollte unter Beteiligung der fachlichen Zivilgesellschaft erfolgen. Außerdem wäre es meiner Meinung nach wichtig, dass bei der Einstellung in der Justiz neben den Noten, die aktuell hauptsächlich ausschlaggebend sind, verstärkt auf Soft Skills Wert gelegt wird. Darunter würde zum Beispiel die Interaktion mit anderen Menschen fallen, die einem ganz anderen sozialen Milieu angehören oder die einen ganz anderen kulturellen Hintergrund haben als man selbst. Die Frage, wie wir über die Jahre hinweg Achtung vor anderen Menschen und eine gewisse Empathie ihnen gegenüber behalten können, muss mehr in den Vordergrund rücken. An dieser Stelle kann jetzt wieder ein Bogen zum Thema Lebenserfahrung gespannt werden. Diese hilfreichen Soft Skills sind überwiegend nicht mit theoretischen Fortbildungen zu erwerben, sondern mit Lebenserfahrungen, die neben der Theorie gesammelt werden. Genau deshalb sollten Lebenserfahrungen neben Noten positiv in Entscheidungen über Einstellungen, Beförderungen etc. miteinfließen.

Seit dem Jahr 2018 sind Sie deutsche Vertreterin der unabhängigen Expert*innengruppe GREVIO, welche die Umsetzung der Istanbul Konvention überwacht. In diesem Jahr werden Sie ausscheiden. Was werden Sie aus Ihrer Zeit bei GREVIO fachlich sowie persönlich mitnehmen?

Diese mittlerweile fast 4 Jahre als GREVIO-Mitglied haben mich in vielerlei Hinsicht weitergebracht. Es ist eine wirklich tolle Arbeit, die viel Freude macht und mir neue Freundschaften beschert, aber auch sehr viel Arbeit abverlangt hat. Der spürbarste Gewinn war es, zu sehen, wie juristische oder andere menschliche Fragestellungen und Bewertungen in verschiedenen Ländern auf völlig unterschiedliche Weise gelöst werden können. Ganz anders als das unter deutschen Jurist*innen der Fall ist, die, zumindest in meiner Generation, mit der Idee aufgewachsen sind, unsere deutschen Lösungen seien die einzige richtigen. Viele gehen davon aus, was in unseren Kommentaren steht, was unsere Gerichte sagen, ist "der" richtige Weg und nur der ist logisch und nachvollziehbar. Dieses Gefühl habe ich durch die praktische Arbeit bei GREVIO vollständig verloren. Ich habe anschaulich gelernt, dass es andere Wege gibt, die genauso richtig und genauso logisch sowie juristisch begründbar sind. Das hat mir sehr viel gebracht. Abgesehen davon habe ich viel fachliches Wissen über die einzelnen Funktionen und Abläufe im Europarat erlangt und konnte einen Blick hinter die Kulissen der anderen Staaten werfen. Insbesondere wie dort mit dem Thema Gewalt gegen Frauen umgegangen wird.

Welche Eigenschaften müsste eine Ihnen nachfolgende Person für GREVIO mitbringen und was würden Sie ihr wünschen?

Ich werde aus privaten Gründen meine Tätigkeit für GREVIO nicht fortsetzen können. Wenn meine Amtszeit im Herbst dieses Jahres endet, wird jemand anderes in das Kandidat*innenrennen geschickt werden. Erstmal ist eine wichtige Grundeigenschaft juristischer Sachverständ, weil der in unseren Diskussionen bei Grevio doch oft gefragt ist. In allererster Linie braucht die

Person ein hohes Engagement was die Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen angeht. Daneben ist aber auch ein gewisses Grundverständnis dafür wichtig, dass Gewalt gegen Frauen ein Ausdruck einer historisch gewachsenen Machtverteilung zwischen Männern und Frauen in allen unseren Gesellschaften ist. Geschlechtsbezogene Gewalt stellt ein strukturelles Problem dar und dagegen kann eben nicht mit Einzelmaßnahmen effektiv vorgegangen werden, es bedarf eines ganz koordinierten abgestimmten Paradigmenwechsels. Dessen sollte mein*e Nachfolger*in sich bewusst sein. Ich wünsche ihm*ihr natürlich genauso gute Erlebnisse und Erfahrungen, wie ich sie hatte und stehe für den Einstieg auch sehr gerne mit Rat und Tat zur Seite.

Sie haben jahrelang für eine Strafrechtsreform der §§ 177 ff. StGB gekämpft und damit wesentlich zu eben dieser beigetragen. Wie sind Sie in dieser Zeit mit Ernüchterung umgegangen und woher haben Sie neue Motivation geschöpft?

Sicherlich waren die ersten Jahre, also 2011 und 2012, ein bisschen ernüchternd, weil es so langsam voran gegangen ist und es massive Kritik und Unverständnis gab. Es kam immer wieder die Frage auf warum wir überhaupt etwas ändern wollen. Schließlich habe man das schon immer so gehandhabt und deshalb sei das auch so in Ordnung. Da kann man schon mal ins Zweifeln kommen, ob sich so ein Vorhaben wird umsetzen lassen. Andererseits habe ich über die Jahre gemerkt, wie toll die Zusammenarbeit unter Frauen, beispielsweise in Frauenorganisationen, über alle Grenzen hinweg funktioniert – wenn alle an einem Strang ziehen. Letztlich hat die Silvesternacht 2015 als äußerer Faktor zur schnelleren Umsetzung beigetragen. Ich persönlich hätte mir eine "Ja-heißt-ja-Regel" gewünscht. Allerdings bestand damals das Gefühl, dass dies so nicht mit einer Mehrheit umsetzbar wäre. Ich glaube, dass wir uns in Deutschland mit der jetzigen Regelung damals als sehr fortschrittlich sahen, uns andere Länder aber mittlerweile schon mit der "Ja-heißt-ja-Regel" überholt haben.

Sie wurden mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande für ihren Einsatz für Frauenrechte geehrt. Was bedeutet Ihnen diese Auszeichnung?

Ich habe mich sehr über die Anerkennung gefreut, weil sie zeigt, dass feministische Arbeit eine gesellschaftlich wichtige und nötige Aufgabe und nicht ein zu belächelndes Hobby ist. Das wird ja nicht überall immer so gesehen. Ich finde, dass nicht ich, sondern meine Arbeit sowie die Themen meiner Arbeit in der Öffentlichkeit durch die Auszeichnung aufgewertet wurden und das hat mich natürlich gefreut.

Sie engagieren sich seit zahlreichen Jahren im djb. Ab dem Jahr 2003 waren Sie in der Kommission "Gewalt gegen Frauen" sowie seit dem Jahr 2009 als Mitglied der Strafrechtskommission tätig. Darüber hinaus hatten Sie über viele Jahre hinweg den Vorstand des Landesverbands Saarland inne. Welche Veränderungen haben Sie über diese Zeit im Verein wahrgenommen? Was wünschen Sie dem djb für die Zukunft?

Für mich ist der djb nicht einfach einer von mehreren Vereinen, in denen ich Mitglied bin. Über die Jahre ist er ein Stück Heimat

geworden und gibt mir, ein bisschen wie in einer Familie, ein Zugehörigkeitsgefühl. Ich habe mehrere gute Freundinnen durch den djb gewonnen, mit denen ich mich schwesterlich verbunden fühle. Besonders hervorzuheben sind auch die vielen fantastischen Kommissionen zu den unterschiedlichsten Themen, die mir immer wieder die Möglichkeit zur Weiterbildung geben. Ich kenne mich nicht in jedem Themengebiet gleich gut aus und nutze die Ergebnisse und Veröffentlichungen der Kommissionen persönlich sehr gerne als Orientierungshilfe. In all den Jahren hat sich der djb insofern verändert, als dass er mit der Zeit gegangen und an ihr gewachsen ist, seine Haltung und sein Engagement ist allerdings glücklicherweise geblieben. Der djb ist ein bunt-gemischter Verband mit verschiedensten Frauen aus unterschiedlichen Berufen, Altersgruppen und Lebensabschnitten und alle haben sich hinter diesem gemeinsamen Ziel, die Gleichberechtigung und Gleichstellung von Frauen zu fördern, versammelt. Verändert hat sich auch der Umgang untereinander. Ich erinnere mich, dass bei Regionalgruppentreffen – so Anfang der 2000er Jahre – immer wieder das Problem aufkam, dass wir zu wenig neue und vor allem junge Mitglieder haben. Das hat sich mittlerweile sehr stark geändert, denn jetzt haben wir viele junge Frauen dazu gewonnen, die den Verband prägen und durch die der Umgang untereinander etwas lockerer geworden ist. Ich will sagen, dass der Verband mit der Zeit gegangen ist und trotzdem sein Ziel nicht aus den Augen verloren hat. Das finde ich ganz toll. Besonders bewundere ich auch die Arbeit der Kommission „Leitbild: Vielfalt und Werte“, die all unsere Ziele und Werte in ein gemeinsames Konzept in Form eines Leitbildes eingliedert. Wenn ich das alles so beobachte, erwarte ich eine sehr positive Zukunft für den djb.

Ihrem Twitteraccount ist zu entnehmen, dass Sie vegan leben. Was hat Sie dazu bewogen? Sehen Sie eine Verbindung zwischen Feminismus und einem veganen Lebensstil beziehungsweise einer nachhaltigen Lebensweise?

Vor dieser Frage habe ich noch nicht darüber nachgedacht, ob es dazwischen eine Verbindung gibt, aber ich glaube tatsächlich, dass Feminismus sowie eine vegane und nachhaltige Lebensweise gewissermaßen miteinander verknüpft sind. Feminismus und die vegane Lebensweise sind zwei sehr wichtige Aspekte in meinem Leben, die einen gemeinsamen Ausgangspunkt oder eine gemeinsame Basis haben. Wenn sich strukturelle Ungerechtigkeiten oder ungerechtfertigte Benachteiligungen zeigen, dann habe ich das Bedürfnis, dies zu ändern, in dem ich zum Beispiel etwas an den Strukturen oder auch an meinem privaten Verhalten ändere. Mit der Arbeit beim djb kann ich Strukturen ändern und durch die vegane Lebensweise ändere ich mein privates Verhalten. Auf der

anderen Seite fällt mir auf, dass auch auf der Gegenseite eine gewisse Deckungsgleichheit besteht. Oft beharren Menschen, die frauenfeindlich sind, auch auf einen starken Fleischkonsum. Auf Twitter habe ich einen Videoausschnitt gesehen, indem ein weißer älterer Moderator eine junge Kollegin runter macht. Es war zu spüren, dass hierfür ausschlaggebend ihre vegetarische Lebensweise und ihr Frausein war.

Wenn ich mir weltweit eine freie und gerechte Gesellschaft wünsche, dann liegt es für mich auf der Hand, dass dazu die Abschaffung von Diskriminierung und Ausbeutung Anderer, die Durchsetzung von Frauenrechten und Bekämpfung von Rassismus gehört, aber eben auch der Verzicht auf Massentierhaltung und eine Abkehr von fossilen Brennstoffen.

Wie wichtig ist für Sie der Austausch unter Juristinnen und was macht ihn für Sie besonders? Wie denken Sie, können sich Frauen noch besser dabei unterstützen, ihre Ziele gemeinsam zu erreichen und wird das auch in Zukunft notwendig sein?

Ich bin mir sicher, dass Austausch, Zusammenhalt und gegenseitige Unterstützung immer wichtig bleiben werden. Schauen wir uns die über Jahrhunderte hinweg funktionierenden Männernetzwerke an: sie sind auch nicht irgendwann überflüssig geworden, sondern dienen sozusagen der Aufrechterhaltung der „Männerquote“ – diese Formulierung habe ich vor kurzem nochmal im Podcast des djb „Justitiyas Töchter“ in einem Interview mit Frau Prof. Dr. Heide Pfarr gehört. Die Männer-Netzwerke haben auch nicht bewirkt, dass die Männer die Hände in den Schoß gelegt und gesagt hätten „jetzt haben wir erreicht was wir wollen, jetzt brauchen wir nichts mehr zu tun“. So wird es auch bei Frauennetzwerken sein. Wir sind natürlich noch lange nicht an unserem Ziel angekommen, auch deswegen denke ich, dass eine Vernetzung weiterhin notwendig sein wird. Der djb ist da ein vorbildliches Netzwerk. Wir unterstützen uns gegenseitig, wir fördern uns und versuchen Einfluss auf rechts- sowie gesellschaftspolitische Themen zu nehmen.

Der djb und weitere Frauenverbände und Aktionsbündnisse wie der Ärztinnenbund oder der Frauenrat zeigen, dass eine sogenannte „Stutenbissigkeit“ – ein wirklich ganz schreckliches Wort –, welche ich persönlich auch nie erlebt habe, eine Erfindung, lediglich ein Klischee ist. Meiner Erfahrung nach unterstützen sich Frauen gegenseitig und darüber hinaus ist es von besonderem Wert, wenn Frauen sehen, dass auch andere Frauen in hervorgehobene Positionen gelangen. Deswegen finde ich die Arbeit des djb immens wichtig.

Vielen Dank für das Gespräch!